

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 84 (1958)
Heft: 11

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter

Nr. 85

Werner Wollenberger

Die Cabareportage:

Viel Vergnügen!

Mit fünfzehn Jahren war ich überzeugt, daß in mir ein großer Lyriker stecke. Was ich empfand, war so zart, daß ich es nur mit dem weichsten Bleistift zu Papier zu bringen wagte. In den behutsamen Versen, die ich so vor mich hinhauchte, häufte sich das Poetische auf erschreckende Weise. Es wimmelte nur so von Blüten im Wind, silbernem Mondschein, weinenden Weiden, perlenden Tränen und wehmütig ziehenden Nebeln über herbstlich verblutenden Wäldern. Und vor allem gab es weiße Wolken in unglaublichen Mengen. Das ging vorbei.

Dafür kam – ich war so zirka siebzehn – das Dramatische über mich. Der Beaudelaire in meinem Herzen wich einem vehementen Büchner. Auf einmal war mein Leben nur noch Leidenschaft. Kein Anlaß war mir zu nichtig für gewaltige Tragödien. Ein nebensächlicher Verweis meines Vaters inspirierte mich zu überdimensionierten Oedipus-Dramen, in denen mindestens vier- unddreißig Leute auf blutigste Arten ihr Leben lassen mußten. Der musternde Seitenblick eines Mädchens in der Trambahn genügte als Anlaß für ein Eifersuchtsdrama katastrophalen Ausmaßes. In ihm brachte ich zuerst ihren Liebhaber, dann ihren Bruder, dann sie selber und schließlich auch noch mich um. Der Monolog, den ich nach Genuß von zehn Gramm Arsen hielt, dauerte etwa zwanzig Minuten und enthielt zweihundert bittere Anklagen gegen die Menschheit.

Auch das ging vorbei. Denn mit neunzehn wurde ich Journalist.

An einer Tageszeitung. Der Redaktor des lokalen Teiles, dem ich unterstand, war ein älterer, durch viel Kummer wise gewordener Mann. Gleich zu Beginn nahm er mich beiseite und sprach also: «Ich will Tatsachen!»

Mehr sprach er nicht, doch ich hatte ihn tatsächlich ganz gut verstanden.

Also lieferte ich ihm Tatsachen. Tatsachen über Verkehrsunfälle. Tatsachen über Katzensausstellungen. Tatsachen über neueröffnete Restaurants. Tatsachen über Wahlversammlungen. Tatsachen über Tatsachen ...

Das heißt: manchmal streute ich natürlich auch Reflexionen und Wertungen ein. Die waren sehr ge-

scheit, sehr wohlüberlegt und sehr witzig. Sie hatten eigentlich nur einen Nachteil: sie wurden nicht gedruckt.

Weil er sie strich.

Es war eine schlimme Zeit für mich. Da war Anlaß zu tausend Kommentaren und nicht einen davon durfte ich anbringen.

Besonders schlimm war es an Samstagabenden.

An Samstagabenden im Winter ... Da schickten sie mich nämlich mit konstanter Boshaftigkeit zu den geselligen Anlässen der diversesten Vereine.

Also bitte sehr, es gibt traurige Dinge auf dieser Welt und es gibt sehr traurige. Etwas Traurigeres aber als einen fröhlichen Vereinsabend gibt es kaum. Das ganze Elend dieser Welt kann einen unvermittelt, jäh und nackt anspringen an diesen Veranstaltungen. Zum fahrlässigen Selbstmord auf der nächsten Toilette können sie einen treiben, zum schäumenden Amoklauf und zur irren Verzweiflung. Es beginnt damit, daß es nicht beginnt.

Weshalb man Zeit hat, sich den Saal anzuschauen, was man natürlich nicht tun sollte, weil man nach drei knappen Blicken in die Runde schon tiefer Melancholie verfällt.

Da sind: lange Tische mit rachitischen Nelken, papierene Girlanden, Zimmerlinden oder Lorbeerbäumchen rechts und links der Bühne, ein krankes Klavier, ein abgeschabtes Podium mit zerspielten Instrumenten, ein behelfsmäßig zur Theke umgebauter Tisch mit Bierflaschen, Mineralwässerchen, Restaurationsbrot und trostlosen Gläsern, ältere Serviertöchter und drei Herren mit Rosetten im schwarzen Anzug. Sie rasen durch die Gegend und sind furchtbar geschäftig. Einer von ihnen erklimmt in Abständen die Bühne und schaut hinter den Vorhang, gestikuliert wild, sagt etwas und hüpfert dann wieder in den Saal, um eine Anordnung, die sein Kollege getroffen hat, zu widerrufen.

Außerdem sitzt Publikum herum. Steif. Gequält. Verhemmt.

Manchmal lacht einer und schweigt sofort wieder. Dann putzt sich ein

Witzbold geräuschvoll die Nase und ein paar Damen kichern. Worauf sich der Trompeter erhebt und plump verbeugt. Worauf noch mehr Gelächter ist ...

Irgendwie fängt es dann doch irgendwie an.

Die drei Herren an den malträtierten Musikinstrumenten beginnen zu wirken. Sie blasen einen Marsch. Das heißt, sie klimpern, handorgeln und schlagzeugern ihn.

Um gerecht zu sein: manchmal sind es auch fünf. Dann ist es aber nicht besser, sondern nur lauter.

Wenn sie ihr rhythmisches Gewaltverbrechen absolviert haben, wird es dunkel. Und zwar überall. Dann geht das Licht im Saal wieder an und auf der Bühne wird es dunkel. Hierbei handelt es sich um ein Versehen des Bühnenmeisters. Vielleicht ist es aber auch kein Versehen, vielleicht ist es Absicht. Meister von Vereinsbühnen stellen ihre Unerlässlichkeit gerne unter greifbaren Beweis.

Schließlich klappt es doch und in den blendenden Strahl des Scheinwerfers tritt der Conferencier.

Forsch, strahlend, mitreißend, elastisch. Wie Hans Albers, wenn er in eine Kneipe von St. Pauli kommt. So à la hoppladabinich.

Und dann legt er los, der Herr Vereinsconferencier.

Am liebsten mit einer komischen Verwechslung.

Etwa so:

«Meine lieben Hamen und Derren!» Darnach wartet er auf den ersten großen Lacher.

Natürlich kommt keiner. Aber irgend ein paar Harmlose geben doch ein leichtes Wiehern von sich.

Das ermutigt den Herrn und er kommt in Fahrt.

«Weil wir gerade bei den Damen und Herren sind», sagt er, «kennen Sie schon den Unterschied zwischen einer Dame und einem Herrn?»

Die Frage ist rhetorisch gemeint. Er beantwortet sie unverzüglich selbst.

Er sagt:

«Der Unterschied zwischen einer Dame und einem Herrn ist ...»

Dann folgt der Unterschied. Er ist von sanfter Unzüchtigkeit und trägt dem Herrn den ersten Applaus ein. Worauf er behauptet, neulich habe er auf der Straße seinen Freund Ruedi getroffen. Blau wie ein Donkosake. Und da habe er gesagt ... Folgt ein Witz aus dem Nebelspalter.

Und dem ein zweiter. Auch aus dem Nebelspalter.

Und dem ein dritter. Vom letzten Bunten Abend am Radio.

Und dann die erste Ankündigung einer Nummer. Natürlich hat der Conferencier den Namen der Artisten vergessen. Von einem Zettel, den er mühsam aus der Brusttasche fischt, liest er ihn schließlich ab, verbeugt sich und enteilt.

Mit Recht ...

Allerdings kehrt er periodisch wieder. Und mit jedem neuen Auftritt werden seine Witze a) fauler, b) zweideutiger und c) eindeutiger. Zwischendurch läßt er das Licht

auf Halbmast setzen und trägt ein Gedicht vor. Eines aus dem Buch: «Der gewandte Conferencier». Es ist doppelt so lang und halb so lustig. Gegen Schluß gibt die Kapelle etwas Tusch-ähnliches von sich. Damit man weiß, daß es zuende ist. Sonst würde es nämlich kein Mensch merken.

So viel ich weiß, wurde bisher noch kein schweizerischer Vereinsconferencier gelyncht. Aber das ist nur eine Frage der Zeit. Das kommt schon noch einmal.

Was dann mit den Mördern geschehen wird, ist noch nicht abgeklärt. Ich glaube aber, sie bekommen eine Auszeichnung vom Tierschutzverein.

Lassen wir den Herrn. Kommen wir zu den Nummern.

Es sind immer die gleichen: Drei Parterreakrobaten im Stile der Jahrhundertwende; sie versuchen, mangelndes artistisches Können durch gestreifte Kniehosen und durch Einreiben der Hände mit Magnesium zu kompensieren. Es bleibt beim Versuch.

Dann: Kunstradfahrer.

Dann: ein Musical-Clown. Von Grock hat er die Hose, von Andreff den Hut, von den Rivels die Nase und von den Cavallinis das lackierte Ohr. Sonst hat er von keinem etwas. Außer der Ueberzeugung, daß ein Mensch, der in karierten Kleidern, mit geschminktem Gesicht und falschen Haaren durch die Gegend hüpfert, auch schon lustig sei. Er ist es aber nicht. Obwohl er auf einem Besenstiel Lehar spielt.

Uebrigens: das einzige Instrument auf dem man ihn überhaupt noch spielen sollte. Doch das nebenbei.

Neben diesen engagierten Attraktionen die Nummern aus eigenem Boden. Die sind noch ... Bitte mich nicht falsch zu verstehen: ich habe nichts gegen Amateure. Ich habe nicht einmal etwas gegen Dilettanten. Mir kommt nur das gesammelte Wochenmenu hoch, wenn ich sehe, wie entzücklich einfallslos diese Leute sind.

Da ist nämlich immer das gleiche: Putzfrauentanz der Damenriege; Black-Outs der Theater-Sektion; Keulenschwingen der Westentischen-Athleten. Und dann der schwankhafte Einakter. Etwa so betitelt: «Gut zurückgegeben!» Oder: «Fatale Verwechslung». Oder: «Die verfrühte Hochzeitsnacht». Oder ...

Ich mag nicht mehr. Mir wird schon in der Erinnerung ungut ... Und dabei habe ich noch nicht einmal von der Tombola gesprochen ... Wenn ich so einen Tombola-Tisch sehe, dann habe ich immer eine Angst: die Schweiz gehe plötzlich unter und die Erde verschlinge den Tisch und behalte ihn fünfhundert Jahre. Worauf Archäologen ihn ausgraben und von ihm aus auf das kulturelle Niveau der Schweiz von 1950 schließen. Was furchtbar wäre. Denn was sehen sie da?

Bitte: einen Fruchtkorb (Hauptgewinn), drei Rollen Klosettpapier (scherzeshalber), siebzehn Primel-

CityHotel zürich
Erskläß-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 272055
Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437

stöcke, neun Zykamen, drei zurückgebliebene Gummibäume, gelbsüchtige Teller (leicht lädiert), drei Rehe aus Gips, zwei Hummelfiguren (neckischer Knabe an Gartenzaun plus fehlfarbener Posaunenengel), einen bronzenen Löwen von Luzern, fünf Teesiebchen, eine veraltete Kaffeemaschine (2. Preis) und ein besticktes Kissen (Schloß Chillon mit Alpenrosen und Edelweiß). Das alles kann man gewinnen. Und mitnehmen. Und aufstellen. Bis jemand vom Verein kommt und um eine Gabe für die nächste Tombola bittet ...

So, das wär's ...

Falls ich mich in irgendeinem Detail geirrt haben sollte, bitte ich um Entschuldigung. Ich schreibe aus dem Gedächtnis.

Immerhin glaube ich kaum, daß sich an den Veranstaltungen etwas geändert habe. Ich darf das annehmen, weil sich in den acht Jahren, in denen ich über sie zu berichten hatte, nie etwas geändert hat. Sie waren alle gleich. So gleich wie ein faules Ei dem anderen ...

Und könnten doch ganz anders sein. Fröhlich. Unterhaltend. Ueberraschend. Erheiternd. Ergötzlich. Hübsch.

Es bräuchte so wenig dazu.

Kein Geld.

Keine zeitraubenden Vorarbeiten.

Nur etwas:

Ein kleines bißchen Phantasie ...



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Mitunter auch anonym.

Nun muß ich sagen, daß ich solche Schreiben nicht mag. Wenn jemand schon etwas zu sagen hat, dann kann er auch mit seinem Namen dazu stehen. Kann er es nicht, sinkt der Wert einer Aussage wie eine Rakete der amerikanischen Marine. Oder es beweist die bejammernswerte Abwesenheit von Zivilcourage. Ich weiß nicht, welches von beiden Uebeln das schlimmere ist. Vermutlich das letztere. Anonyme Schreiben schaue ich mir aus diesem Grunde meistens nicht einmal an.

Wie an alle Regeln halte ich mich aber auch an diese nicht vollständig.

Zum Glück!

Denn da habe ich letztthin eine Karte bekommen und auf der stand:

«Wir möchten Ihnen mitteilen, daß morgen nachmittag um circa 15 Uhr die Fortsetzung Ihres Artikels, betreffend eines gewissen Cafés, dessen Namen mit einem R beginnt und einem oyal endet, stattfindet.»

Nun, vielleicht erinnern Sie sich noch an die Geschichte. Es gibt da in Zürich ein Café, das eine strickende Dame an der Weiterführung ihrer helvetischsten Freizeitbeschäftigung hinderte. Darüber hatte ich berichtet.

Und weil mich das Echo meiner Berichte begreiflicher Weise ein bißchen interessiert, ging ich hin.

An einem Samstagnachmittag.

Als ich das Etablissement betrat, herrschte dort einige Heiterkeit. Leute standen und saßen lachend da. Ein paar schüttelten wohl auch die Köpfe. Aber die meisten grinsten.

Der Grund ihres Vergnügens?

Bitte, schauen Sie selbst:

Da saßen am heiterhellen Samstagnachmittag also sieben Männer in einem Zürcher Café, tranken Whisky und strickten an den verschiedensten Lismeten herum – an Socken, kleinen Pullovern, Topflappen und ähnlichen schönen Wollsachen.

Es waren, wie ich dann herausfand, Studenten des Abendtechnikums. Sie alle hatten den «Trichter», der sich mit dem verbotenen Lismen beschäftigte, gelesen und es einfach nicht recht gefunden. Nämlich das Verbot. Ihrer Ansicht nach dürfen in Cafés, in denen Männer Zeitungen lesen, Verträge unterzeichnen, Geschäftsbriefe schreiben und jassen, auch Frauen das tun, was sie wollen, sofern es nicht gegen die guten Sitten verstößt. Da Lismen keineswegs eine Sache ist, die in der Lage wäre, die öffentliche Moral erheblich zu gefährden, dürften – nach der Meinung dieser Studenten – Frauen aber auch nicht daran verhindert werden. Und weil sie überdies überzeugt davon sind, die Frauen seien das schwächere Geschlecht und könnten sich nicht so gut wehren, versuchten eben sie eine Bresche in das Strickverbot zu schlagen.

Deshalb setzten sie sich also hin und lismeten demonstrativ, wenn auch eher im Zeitlupentempo. Ich könnte nicht behaupten, daß sie gute Lismer waren. Wenn sie pro Minute eine halbe Masche schafften, war das viel. Zum Ausgleich fielen ihnen dann binnen dreißig Sekunden wieder zwei herunter. Doch sie ertrugen solche Schläge des Schicksals mit stoischem Gleichmut. Wie wahre Märtyrer einer guten Sache das eben tun.

Uebrigens: das Lismen hatte einem der Stricker dessen Frau beigebracht. Nachdem er es einigermaßen beherrschte, führte er seine unverheirateten Kollegen in die edle Kunst der Masche ein. Die Sachen, an denen sie lismeten, hatten allerdings diverse Bräute und einige Schätze vorgestrickt. Damit es wenigstens nach etwas aussah ...

Ja, und so saßen sie also da und tranken Whisky und suchten Maschen zusammen und die Leute grinsten und die Serviertöchter lachten und kein Patron kam, sie wegzujagen. Was beweist, daß der Besitzer wenigstens Sinn für Humor hat. Womit ich wieder einigermaßen mit ihm versöhnt bin. Sollte er auch noch Gerechtigkeitssinn haben, so tritt er fürderhin für die Gleichberechtigung ein, und läßt von nun an auch Frauen stricken, wenn sie schon unbedingt wollen.

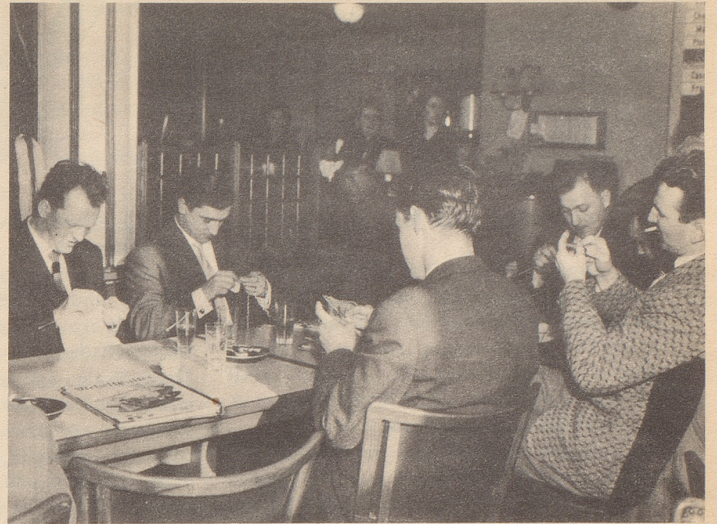
Den jungen Technikern aber ein lautes Bravo.

Für ihren Witz.

Für ihre Zivilcourage.

Und auch dafür, daß sie sich für Frauen einsetzten.

In der Schweiz kommt das nämlich gar nicht allzu oft vor!



Berichtigung

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Zum Beispiel, daß er sich getäuscht habe. Und daß er sofort eine Berichtigung anzubringen habe. Ansonsten ... Nun, undsoweiter ...

Solche Berichtigungen werden von Journalisten nur im Notfall vorgenommen. Was klar ist, denn wer gibt schon gerne zu, daß er sich getäuscht hat.

Ich habe mich.

Nämlich als ich letztthin unter dem Titel «Ungeheuer ist viel ...» berichtete, die «Winterthur»-Familienversicherung vermiete in Luzern eine 4-5-Zimmerwohnung an nur kinderloses Ehepaar.

Wie es zu diesem Mißverständnis kam, erklärt Ihnen ein Brief der Versicherungs-Gesellschaft. In ihm heißt es unter anderem:

«Unsere Generalagentur in Luzern hat eine Wohnung gesucht und nicht eine Wohnung zur Vermietung ausgeschrieben.»

Das stimmt. Photokopien beweisen es. Was passierte, erklärt der Brief ebenfalls:

«Im «Anzeiger für die Stadt Luzern und Umgebung» sind jedoch durch einen bedauerlichen und groben Druckfehler anstelle der Worte «Wir mieten» die Worte «Wir vermieten» gesetzt worden.»

Auch das stimmt.

Leider!

Und leider bin ich auf den Druckfehler hereingefallen. Obwohl ich eigentlich – wenn ich nur ein bißchen intelligent gewesen wäre – hätte herausfinden können, daß da etwas nicht in Ordnung sein konnte. Wer eine Wohnung vermietet, weiß doch, wieviele Zimmer sie hat. Er wird also kaum eine 4-5-Zimmerwohnung offerieren. Sondern eine mit vieren. Oder eine mit fünf ...

Das habe ich zu berichtigen.

Und ich muß sagen, daß ich es mit größtem Vergnügen tue. Mir ist es nämlich lieber, daß ich mich getäuscht habe, als daß das Inserat tatsächlich so gemeint gewesen wäre ...

Ich berichtige umso lieber, als die Ge-

sellschaft ihrem Schreiben noch folgende Zeilen hinzufügte:

«Wir benutzen die Gelegenheit, um Sie generell darauf hinzuweisen, daß unsere Gesellschaft in ihrer Wohnungspolitik alles andere als unsozial bezeichnet werden darf. Wir verfügen über rund 1000 Wohnungen und unsere Liegenschaften-Verwaltung ist angewiesen, stets Mietbewerbern mit Kindern den Vorzug zu geben, was wir übrigens als selbstverständlich betrachten.»

Das ist schön.

Und noch schöner wäre es, wenn auch alle anderen Vermieter von der Selbstverständlichkeit dieser Handlungsweise überzeugt wären ...

20



ER IST heute der Held des Abends, denn was da brodelnd und duftend auf den Tisch kommt, ist sein «Fondue du patron». Sie wissen doch: Fondue ist das gemütlichste, das herzlichste Essen für Freunde und Familie, zu Hause und im Restaurant.

Fondue isch guet und git e gueti Luune

Schweiz. Käseunion AG. ☞